

Medienberichte beeinflussen den Praxisalltag

Ärzte und Medien im Clinch

Ärzte werden zunehmend durch mediengesteuerte Patienten herausgefordert. Die am 9. Dezember 2003 in der Villa Boveri in Baden durchgeführte Tagung durchleuchtete das Spannungsfeld Arzt–Medien–Patient. Ärzte und Medienschaffende sind gemeinsam gefordert, der nicht mehr aufzuhaltenden Informationsflut zu mehr Qualität zu verhelfen.

Medien verändern den Praxisalltag

Medienberichte beeinflussen den Praxisalltag positiv wie negativ, fasste der Neurologe **Dr. med. Christian Meyer** in seinem Einführungsreferat zusammen. Während sie gegen die Einsamkeit in der Krankheit wirken und damit eine Therapie unterstützen könnten, zementierten sie oft falsche Annahmen der Patienten. Medien informierten Patienten nicht nur über neue Möglichkeiten der Medizin, sondern auch über Mittel, die noch gar nicht im Handel seien. Zudem werde oft für jedes Leiden die richtige Lösung proklamiert, ohne zu berücksichtigen, dass die richtige Therapie nie alleine von der Krankheit definiert werden könne.

Mehr aufklären, weniger blenden

Dr. med. Guido Probst zeigte in einem Rückblick, wie das Spannungsfeld Arzt–Patient–Medien entstanden war. Die Entdeckung des gesunden und kranken Bürgers durch die Medien habe in den 70er-Jahren stattgefunden, wobei sich die medizinische Informationswelle in der Praxis recht positiv ausgewirkt habe. In den 80-Jahren, dem «Jahrzehnt der Krankheits-Erfindungen», hätten die Medien begonnen, ihre Aufmerksamkeit auf das Aussergewöhnliche zu fokussieren – mit der Folge, dass es in den Praxen immer mehr Besserwisser unter den Patienten gegeben und die Anspruchshaltung grassiert habe. Nach Inkrafttreten des KVG-Versicherungsobligatoriums in den 90er-Jahren sei die Forderung nach Bezahlung aller möglichen Leistungen gestiegen, wozu auch die damals boomende Komplementärmedizin beigetragen habe. Im Sendegefäss Samuel Stutz sei die Hausarztmedizin als nebensächlich, unmodern und verstaubt zurückgeblieben. Probst forderte die Ärzteschaft auf, die Führung der Patienten nicht aufzugeben, und von Medien erwarte er, dass sie der Bevölkerung aufzeigten, wie einfach und kostengünstig ein Gesundheitssystem sein könne – im Sinne von «mehr aufklären und weniger blenden».

Steuern Medien Patienten?

Steffen Lukesch, Tagesschau-Redaktor, zeigte auf, wie breit das Repertoire der Medien ist, Patienten zu steuern. Ob allerdings ein bestimmtes Ziel angesteuert werden könne, sei nicht in jedem Fall garantiert – vor allem dann nicht, wenn nach den Standesregeln des Journalismus informiert werde. Letztlich seien es aber die zunehmend mündigeren Patienten,



Foto: zvg

Vor 25 Jahren eröffnete **Dr. Christian Meyer** in Baden seine Praxis als erster freipraktizierender Neurologe der Region. Im Zusammenhang mit seinen Spezialgebieten Migräne und Multiple Sklerose war es ihm immer ein Anliegen, mit den Medien im Kontakt zu stehen. Aus Anlass des 25-jährigen Jubiläums organisierte er für die Ärzte der Region eine etwas andere Weiterbildung: Medien und Ärzteschaft sollten sich der Informationsflut bewusst werden, die auf die Patienten trifft, und nach Wegen suchen, wie realistischer und ausgewogener damit umgegangen werden kann.

die entschieden, ob sie gesteuert werden wollten oder nicht.

An der anschliessenden, von der Wissenschaftsjournalistin **Michèle Scheidegger** geleiteten Diskussion nahmen die Ärzte **Prof. Matthias Sturzenegger**, Leitender Arzt, Neurologische Universitätsklinik Inselspital und **Dr. med. Walter Hess**, die Psychoanalytikerin **Dr. phil. Lilo Staub** sowie die Medienschaffenden **Verena Thurner** (TopFit, Schweizer Illustrierte) und **Emil Mahnig** (Zeitlupe) teil.

Schüren Informationen Ängste?

Für Lilo Staub ist die Arzt–Patient–Beziehung das Wichtigste im Spannungsfeld Arzt–Medien–Patienten; sei sie tragfähig, dann stimmten auch die Informationen der Medien; die Patienten wüssten sehr wohl, woher eine Information komme und würden sie dementsprechend werten. Die Informationen der Patienten könnten im Gespräch gut kanalisiert werden, fügte Sturzenegger hinzu. Gut informierte Patienten seien bessere Dialogpartner. Viel Information heisse aber nicht, dass Patienten besser mit der Krankheit umgehen könnten; dies hänge stets vom individuellen Psychogramm ab. Staub gab zu bedenken, dass Krankheits-Ängste zugenommen haben. Hätten Patienten früher angstauslösende Reize meiden können, sei ihnen dies wegen der Allgegenwärtigkeit der Medienmeldungen nicht mehr möglich; sie gingen daher zum Arzt und verlangten kostenintensive Abklärungen.

Information – zu welchem Preis?

Das Informationsbedürfnis sei ausnehmend gross, erklärten Thurner und Mahnig. Medienmeldungen könnten dabei nicht nur aufklären und anregen, sondern auch Themen enttabuisieren. Es dürfe schon zu Verunsicherungen kommen, meinte Mahnig, wenn Informationen bewirkten, dass Patienten sich

Fragen stellten, motiviert würden und ihr Verhalten änderten. «*Information ist kontagiös pathogen*» gab Hess, einen seiner Lehrer zitierend, zu bedenken. Nachrichten sollten daher sensibel und verantwortungsbewusst gestreut werden.

Qualität geht vor

Die Qualität von Mediennachrichten war das zentrale Thema der Voten aus dem Publikum. Es zeigte sich, dass Mediziner und Medien die Qualität von Studien ganz unterschiedlich bewerten. Medien müssten, mahnte Mahnig, daher dem Primeur-Drang widerstehen und neue Informationen seriös überprüfen, bevor sie sie publizierten. Sturzenegger appellierte an die Ärzte, sich mehr zu engagieren und an die (Informations-)Front zu gehen. Hess fügte relativierend hinzu, sie stünden immer am letzten Stand des Irrtums; in den letzten dreissig Jahren sei oft das neueste Axiom über Bord geworfen worden und das vorherige wieder gültig geworden. Wenn es um Qualität von Arzneien ginge, stelle er sich die Frage: «Was schlucke ich selber, und was gebe ich meinen Nächsten?» TV Sendungen kommentierte Hess plakativ: «*Es gibt Leute, die schauen nur Gesundheits-sendungen, andere fahren dazu Velo; das Beste wäre, nur Velo zu fahren.*»

Fazit

Niemand kann die Informationswelle aufhalten. Vermehrte Zusammenarbeit zwischen Ärzten, Medien und auch der Pharma-Industrie jedoch verbessert die Qualität des Medizin-Journalismus. Dazu braucht es Gespräche – so wie in Baden. ■

Jürg Lendenmann